

und Geschäften einen Strich durch die Rechnung«, konstatierte Bialik verbittert. Fremd und unbehaust fühle er sich in der Stadt, weder wolle er in den Straßen flanieren noch den Duft der Gärten genießen. Die Menschen interessierten ihn ganz und gar nicht. »Der Geist Gottes schwebt nicht über dem hebräischen Leben in Berlin«, so drückte er es mit einer Anspielung auf die Bibel aus. Schon bald konnte er die Lage nicht mehr aushalten, »rettete sein Leben« und ließ sich in Bad Homburg nieder, wo er Geistesgefährten fand, Liebhaber der hebräischen Sprache und Literatur, darunter den Schriftsteller Shmuel Josef Agnon und den dort oft zu Besuch weilenden Philosophen Martin Buber. Der Kurort vor der Höhe wurde Bialik zur Wirkungsstätte; von hier aus führte er seine Geschäfte weiter, und soweit es nötig war, fuhr er – ohne große Begeisterung – nach Berlin.

Faivel war schon in Litauen ein leidenschaftlicher Bewunderer Bialiks gewesen, erzählte mir Braina einmal. Bei jedem Treffen der zionistischen Ortsgruppe, ja überhaupt bei jedem Anlass trug er Gedichte Bialiks vor und endete oft mit den Versen des Gedichtes *Eyneha*, »Ihre Augen«. »Du wunderst dich sicherlich warum«, hatte sie mit einem Lächeln bemerkt, als ob sie ein Geheimnis hüte. Und als ich nicht antwortete, deklamierte sie in aschkenasischer Aussprache: »Heimlich in dem Waldgehege / Hab' ich sie gesehen; / Unter Blumen ging sie wandeln – / Sah sie und blieb stehen.« Sie strahlte vielsagend. »Frag ihn doch warum – er wird es dir erzählen, es sei denn ...«

In Faivels Bureau nimmt die hebräische Jubiläumsausgabe von Bialiks Schriften und Übersetzungen einen Ehrenplatz in der Bibliothek ein. Erschienen sind sie vor einem Jahr zur Feier des fünfzigsten Geburtstags des Dichters, dank der Förderung durch den Verein *Chovevei ha-Safa ha-Ivrit*, die »Liebhaber der Hebräischen Sprache«. Faivel zählt zu ihren Mitgliedern, und die vier schönen Bände, die er sein Eigentum nennt, stammen aus der Vorzugsausgabe von tausend Exemplaren, die auf schwerem Papier gedruckt und in Halbleder gebunden sind. Den Vorsatz des ersten Bandes ziert ein Portrait des Dichters, ein Kupferstich des Malers Max Liebermann. Holzschnitte des Künstlers Joseph Budko schmücken die Seiten.

Vergangenen Sommer traf die Familie Grüngard Bialik in Bad Hom-



Chaim Nachman Bialik,
Schriften und Übersetzungen,
4 Bände. Berlin 1923.

burg, wo sie sich damals aufhielt, um die Fertigstellung der Villa abzuwarten. Eines Abends versammelten sich die dort weilenden Zionisten zu einer literarisch-musikalischen Veranstaltung in einem Saal des Hotels Braunschweig, unter ihnen Agnon und Bialik. Im Mittelpunkt stand jedoch ein prominenter Besucher, der von allen verehrt Achad Ha'am, welcher für den Kulturzionismus, die Propagierung eines geistigen Kulturzentrums in Palästina, eintrat. Hebräische Schriftsteller und Leser trafen sich in dem noblen Kurort regelmäßig zum *Oneg Schabbat*, der Feier der Schabbat-Freude, im Salon von Josef Persitz und seiner Frau Shoshana, der großzügigen Förderin der hebräischen Kultur und Inhaberin des *Omanut*-Verlags. Jehuda und Ayala schlossen sich den anwesenden Kindern an und sangen auf Hebräisch, wie mir Faivel erzählte. Die Erwachsenen heiligten den Feiertag mit Schabbat-Liedern und sprachen ausschließlich auf Hebräisch über nationaljüdische Angelegenheiten, über Literatur und Philosophie.

»Wer könnte besser als ich verstehen, was in Bialiks Herzen vorgeht«, murmelte Faivel vor sich hin. »Sein Platz ist in Erez Israel, nicht hier, in der Gola.«

Eines Abends saß ich allein mit Faivel im Wintergarten der Villa. Braina hatte uns gedrängt, die frische Luft zu genießen. »Es ist doch ein angenehmer Sommerabend, es gibt immer noch Tageslicht und der Himmel leuchtet«, schwärmte sie. Der berauschende Duft der violetten Fliederbüsche bekam Faivel nicht. Er musste immer wieder niesen, aber er weigerte sich, hineinzugehen. »Ich denke, dass ich dich erstauen werde, und vielleicht wirst du dich wundern«, sagte ich. »Ich habe in Erez Israel viele Bewunderer Bialiks getroffen, aber nicht alle haben seine Gedichte tatsächlich gelesen.«

»Ich weigere mich, das zu glauben, David.«

»Im *Yishuv* herrscht die einhellige Meinung: Bialik ist der Nationaldichter, der ganz im hebräischen Geist schreibt. Man spricht mit Ehrfurcht von ihm, aber er entzieht sich ja stets den Ehrerweisungen und verabscheut Lobreden. Die Krone lastet auf ihm«, brachte ich vor. Unbedacht erwähnte ich, dass man dies schon hier in Berlin erleben konnte. Wie groß war die Enttäuschung gewesen, als Bialik bei der Feier abwesend war, die man ihm zum fünfzigsten Geburtstag in der völlig überfüllten Philharmonie ausrichtete! Einige meiner Freunde in der hebräischen Gruppe nehmen ihm dies immer noch übel.

Faivel lenkte das Gespräch sofort auf meine hebräische Gruppe. Dank dieser Freunde ist es mir möglich, Hebräisch zu reden, zu lesen und in der Sprache zu denken, nachdem mich Vaters plötzlicher Tod zur raschen Rückkehr nach Berlin gezwungen hatte. Ihnen verdanke ich es auch, dass ich meine Kräfte wieder sammeln konnte und darüber hinwegkam, als ich Hals über Kopf Erez Israel verlassen musste. Ich erzählte Faivel von der herben Enttäuschung, die ich meinem Vater bereitete, als ich mich entschloss, mein Studium an der Universität zu unterbrechen und nicht in seine Fußstapfen als Rechtsanwalt zu treten. Ich wanderte nach Erez Israel aus. Vielleicht hat sein Herz deswegen aufgehört zu schlagen. Das knappe Jahr, das ich dort verbrachte, war ganz und gar nicht einfach; gleichwohl war ich mit meiner Entscheidung zufrieden und voller Hoffnung.

Faivel hörte aufmerksam zu und unterbrach mich nicht. Das Licht wurde schwächer, die Dämmerung brach herein. Als ich geendet hatte, saßen wir in Stille. Die Vögel zwitscherten vor Anbruch der Nacht.

»Ich bin bewegt von dem Vertrauen, das du mir geschenkt hast«, versicherte er und fragte, ob er etwas zur Unterstützung meiner Gruppe tun könne. Denn sie weckte in ihm Erinnerungen an seine eigene Jugend und die hebräische Gruppe in seinem Geburtsort Wirballen. »Ich schweife ab«, entschuldigte er sich und kam auf die Frage zurück, ob er etwas für mich tun könne. Und noch bevor ich antworten konnte, bestand er darauf, meinen Lohn für Ayalas Privatunterricht zu erhöhen. »Ich weiß, dass die Arbeit im Warenhaus dich nicht beglückt. Man sagt dir nach, du hättest ein pädagogisches Talent«.

»Wer sagt das?«

Er lächelte: »Ich hoffe, du wirst noch weitere Schüler gewinnen. Dann kannst du auch die Arbeitszeit bei Tietz verringern.«

»Amen und abermals Amen«, rief ich.

Braina ›*wuchs und blühte*‹, wie es in der biblischen Josefsgeschichte so schön heißt. Ob zu Hause oder auswärts, in ›ihrem‹ Café, im Theater oder beim Besuch von Freunden – stets ist sie à la mode angezogen. Mal ein Kleid aus blauer Seide, mal ein Mantel mit roten Stickereien, hier ein Strohhut, da ein runder Samtputz – alles ganz nach Art der Damen der Berliner Oberschicht. Marie kümmert sich um alle Angelegenheiten des Haushalts. In der Küche arbeitet das emsige Fräulein Ladebeck, das unentwegt am Kochen, Backen oder Einmachen ist – alles köstlich. Manchmal schleicht Braina um die Töpfe herum, kocht eine *goldene joch* oder *gefilte fisch* für den Schabbat. Mehr als einmal habe ich unter den Gästen am elegant gedeckten Esstisch gesessen. Das Auge blickt gebannt auf den warmen Dampf der Schüsseln, und begehrt mehr, selbst wenn der Magen schon satt ist. »Bis du eine Frau findest«, bemerkte Braina neulich, und setzte schelmisch hinzu: »Nu, David, wann ist es so weit?« Faivel blickte mich an, stolz auf seine Frau und zugleich etwas geniert, dass sie sich in Angelegenheiten einmischte, die nicht die ihren waren.

Der Hausmeister Supplik, der in einer Einliegerwohnung im Gartengeschoss wohnt, bekam unlängst eine neue Aufgabe. Er ist nicht mehr

nur Gärtner und Chauffeur, sondern von nun an auch Nachtwächter. In letzter Zeit hat die Zahl der Diebe und *Parasiten* (so Braina) – einige nennen sie auch Kommunisten – zugenommen, die im Schutz der Dunkelheit versuchen, Geld und Lebensmittel zu erbeuten. So wurde vereinbart, dass er bis zum Morgengrau aufbleiben und die Bösewichte mit Hilfe von Lona fernhalten sollte. Montagmorgens, kurz vor acht Uhr, fährt er den Hausherrn zum Bahnhof. Faivel macht sich auf den Weg nach Danzig, wo er sich um die Ölfabrik kümmern muss, die ihm gehört. *Doß ejßek*, nennt es Braina in ihrem jiddischen Idiom. Freitagabends obliegt es Supplik, ihn abzuholen und zurück nach Haus zu chauffieren.

Ob die ständige Fahrerei Faivel unglücklich macht? Keineswegs, meint Braina. In seiner Jugend in Litauen war der Bahnhof in Wirballen einer seiner Lieblingsorte. Dort stand er mitunter eine ganze lange Stunde am Gleis und schaute sich die Züge an, die die Grenze überquerten: Richtung Osten nach Sankt Petersburg, Richtung Westen nach Berlin. Er lauschte gebannt, wie die schweren Räder über die eisernen Schienen ächzten.

»Heutzutage sind die Züge großartig«, schwärmt Faivel, »und im Zug gibt es niemanden, der zu mir redet oder mich stört. Ich vertiefe mich in ein Buch, döse ein wenig und gönne mir einen gemütlichen Abstecher in den Speisewagen.«

Wieder daheim erzählt ihm Juditz begeistert von den Geheimnissen der Algebra und von dem ausgezeichneten Lehrer am Werner-Siemens-Realgymnasium. Auch davon, wie er Helli Herzberg in vier Schachpartien besiegt und beim fünften Mal ein Remis erzielt hat. Ayala will ebenfalls erzählen. Allmählich freundet sie sich mit der Mädchenschule an, denn diese ist zu Fuß von zuhause aus schnell zu erreichen, und in der Klasse gibt es nur zwölf Mädchen – wie man es von einer Privatschule erwartet. Die Direktorin, Frau Zickel, ist pedantisch und streng, und manchmal sorgt sie gönnerhaft für Disziplin, indem sie aus einer kleinen Blechdose, die sie stets griffbereit hat, ein Bonbon hervorzieht. »So hat sie uns im Griff«, berichtet Ayala. »Papa«, sagt sie verspielt und zupft an seinem Jackett, »die Lehrerin hat mich dafür gelobt, dass ich weniger Fehler mache.«